E 22063 E

Der Übersetzer

Herausgegeben vom Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. und der Sparte Übersetzer der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier

Tübingen
13. Jahrgang Nr. 8
August 1976

Hans Wollschläger:

Am Ende eines „Weltalltags" (II)
Zum Abschluß der „Ulysses"-Übersetzung

Was dem Übersetzer hier aufgegeben war, könnte man am besten wohl einen „Identifizierungsprozeß auf Zeit" nennen: die Notwendigkeit, die psychische Struktur des Autors wie seiner Ich-Imagines im Werk so weit ins eigene Ich hereinzuholen, daß es möglich wurde, auch irrationale und immaterielle Bewegungsmechanismen dieses Werkes zu erspüren und zu übertragen. Denn durchaus nicht wenige, subtil verschlüsselte Wort-, Klang- und Sinnfiguren sind nur so zu erspüren und zu übertragen; dem bloß musternden Sprachprüfer bleiben sie dunkel, hier bei uns wie in England und Irland, immergrüne Zankäpfel der Sekundärliteraten. Die Tragweite solcher Identifizierung mag man ermessen, wenn man sich vor Augen hält, daß es sich dabei, im Hereinholen des Anderen, um ein Platzmachen im Eigenen handelt: sie ist so gut wie zwangsläufig mit Ich-Verlust, mit Schrumpfung der Selbst-Substanz verbunden, und das heißt für den Selbst-Schreibenden: mit Gefährdung seiner Originalität. Darüber ließe sich vieles mitteilen (oder genauer: verraten – denn es geht da um sehr geheime Dinge); der Übersetzer beschränkt sich auf das Fazit: daß gerade dieser notwendige Prozeß bei Joyces ihm vielfach sehr konträrer Persönlichkeit eine äußerst schwierige Geschichte war. Und seine Rückbildung nach getaner Arbeit desgleichen: man muß – ein Wort für den Weisen, dem ein Wort genügt – nach und von einer solchen Arbeit am Ende regelrecht wieder ‚gesund' werden. Die Verschränkung von persönlicher und sachlicher Problematik spiegelt aber zuletzt auch nur wieder den Strukturbefund des Buches selbst, dessen Sprachform Objektivierungsarbeit an einem Stoff ist, der aus dem tiefsten Subjektiven kommt. Der ULYSSES ist– in einem Sinn, der freilich jenseits des einfach Autobiographischen liegt – persönlichste Geschichte seines Urhebers Joyce. Gerade wo die Erzähler-Position fast völlig aufgelöst ist, wo sie wechselnd von den handelnden Personen besetzt wird oder in überhistorischer Perspektive aufgeht, ordnet sich alles nach dem Bild eines Ich, das noch die letzten Zufälle verfügt. Nicht Realität, wie sie der Anspruch des Objektiven mißt, wird abgebildet, sondern *erinnerte* Realität: Gedächtnis preßt auf 1000 Seiten ‚seine' Zeit zusammen und bewahrt unvergänglich das alternde, alte, vergehende Leben. Alles Material ist so durch persönliche Erfahrung gegangen, in Motivik und Form. Das Bürger-Personale der Stadt ersteht aus Bekanntenkreisen, von unbestechlichen Zu- und Abneigungen sortiert; die Topographie baut Selbst-Geschautes zu Schauplätzen auf; und auch die Sprache schließlich hält – subjektiv noch in ihren objektivsten Anordnungen – Sprach-*Erlebnis* fest: von dem, was bloß ans Ohr schlug einmal, in früher Zeit, bis hin zur höchsten Literaturerfahrung; dazwischen hat alles Platz, lallende Kindheit wie juveniler Kitsch; Jargon schallt magisch durchs Widerbild des immer höher erlebten magischen Worts, liturgischen Lateins, Shakespeares, der ganzen englischen Tradition. Der Eigen-Mächtigkeit einer so von nur *einem* Gehör erfahrenen Welt-Sprache kann sich der Übersetzer, der sie nachzubilden hat, nur bedingungslos ergeben, denn nachzubilden hat er nicht nur sie, die Totalsprache der Welt, sondern eben auch das eine Gehör, das sie erfuhr, und eben vor dessen Subjektivität bleibt seine eigene Ästhetik, die vielleicht anders sortieren würde, rechtlos und unbefugt. Sie bleibt es selbst da noch, wo sie Gründe hat, an einen Irrtum zu glauben, einen Hörfehler vielleicht – wie etwa bei jenem sonderbaren *curate*, das bei Joyce einen Kneipenkellner bezeichnet und nur bei ihm so bezeichnet – und das der Übersetzer deutsch auch gegen seine Bedenken mit *Kurat* wiedergeben muß, leidlich beruhigt nur in der Gewißheit, daß der deutsche Leser dabei zwar mit Recht stutzt, aber nicht stärker als der englische. Das Sprachbild vom Menschen, das ULYSSES entwirft, ist wie jener selbst die ‚Spottgeburt aus Dreck und Feuer'; es verklammert das Unvereinbare, ohne es zu amalgamieren; nie hat es in der Literatur Totalität so schroff als Neben- und Ineinander gegeben. Es gibt darin keine ‚reine' Sprache; es gibt – im ‚Weltalltag der Epoche', wie Hermann Broch das Buch genannt hat – nur deren Alltag, der unrein ist, geschunden und zersplittert, und niedergedrückt von Mühseligkeit und Beladenheit bis hinunter in eine Region, wo er nur noch aus Trümmern besteht, aus Bruchstücken verkarsteten und versandeten Sinns, aus Fragment und Defekt. Und nirgends ist vom Übersetzer mehr Fähigkeit wie zugleich auch mehr Ohnmacht und Selbst-Verzicht gefordert als da, wo er solche Defekte zu reproduzieren hat: wo vom Autor konstruktiv verfügte Fehler wiederzugeben sind, in Wortwahl und Grammatik, – nicht als Unfälle des Buchs, sondern als Unfälle, die das Buch beschreibt. Man wird vielleicht verstehen, daß der Übersetzer da nicht selten gezaudert und geschaudert hat – muß er doch zuletzt, so wie die Literatur-Presse beschaffen ist, mit Kritikern rechnen, die – sofern sie solche negativen Nuancen überhaupt wahrnehmen – ihr Negatives durchaus ungezaudert ihm und seiner Arbeit zulasten schreiben werden: – was er da fürchtet, ist allerdings nicht so sehr eine Verletzung seiner Eitelkeit durch öffentliche Fehlerrüge, wie vielmehr eine Verletzung des Buches selbst durch öffentliche, unabsehbar ansteckende Verständnisschwäche. Aber selbst davor das Buch zu bewahren, erlaubt das Buch selbst nicht.

Wo über die Schwierigkeiten einer Überführung der ULYSSES-Sprache ins Deutsche berichtet werden soll, wären vielerlei Grundfragen zu stellen. Etwa die nach der Eignung des Deutschen dafür: – es ist – obwohl die Verwandtschaft zwischen den beiden Sprachen vom Laien gern überschätzt wird – vor allem durch seine syntaktische Flexibilität denkbar gut geeignet. Ein gewisses Dilemma ergibt sich nur aus seiner höheren grammatischen Differenziertheit: wo das Englische ein, im Inneren Monolog sehr adäquates, Schwimmen der Bezüge möglich macht, müssen solche Bezüge deutsch oft eindeutig gemacht werden, und das ist meist eine Vergröberung. Aber das gesellt sich nur den ohnehin schon zahllosen Belegen der Einsicht zu, daß es ein Übersetzen, das *keine* Vergröberung wäre, nicht gibt; ‚traditore – traduttore' heißt das in Italien: der Übersetzer ist immer ein Fälscher. Das kleine Wortspiel (das nur inhaltlich, nicht formal übersetzbar ist) leitet über zum Problem der Wortspiele bei Joyce: sie sind Legion, und ihre Erläuterung würde ein ganzes Buch füllen. Viele bleiben, unabhängig von Fleiß und Inspi-

ration des Übersetzers, unüberführbar, und mit ihnen geht fraglos eine ästhetische Dimension des Originals verloren; andere lassen sich mit einigem Geschick durch Äquivalente wiedergeben; wieder andere, die mit Namen spielen, müssen so stehen bleiben, wie sie im Original dastehen: wenn etwa *Lord Tennyson* als *Lawn Tennison* erscheint und dem Dichter so mit dem Bild vom schön gepflegten Tennis-Rasen die spöttische Beifarbe des Snobs und des Feld-Wald-und-Wiesen-Romantikers zugefügt wird, so darf man hoffen, daß der Witz auch dem deutschen Leser nicht entgeht. Problematisch ist hier – und wohl unauflösbar – eine grundsätzliche Differenz zwischen den Sprachen: während solche Wortspiele im Deutschen stets mehr oder minder in Kalauer-Nähe geraten und hochgradig albern wirken, bewahren sie im Englischen einen Funken Esprit, eine Unschuld der Spielfreude, die keine Übersetzung retten kann. Hier beginnen die wahren Strapazen des Nachsinnens, des Abwägens und Probierens für den Übersetzer, und er hat auf so manches arme kleine Wort Stunden gewendet, um am Ende doch nur zu erkennen, daß alle Künste daran zuschanden wurden. Die Worte überhaupt: – vor ihrer Fülle kann man, auch wenn man selber nicht ganz ohne Anspruch ist, bescheiden werden. Auf 30 000 ist der ‚aktive' Wortschatz des ULYSSES berechnet worden: das ist das Zehnfache dessen, was ein guter, durchaus nicht durchschnittlicher Roman braucht (und das mindestens Fünfzigfache des täglichen Zeitungsschmockbedarfs). Einer solchen Benennungs-Fähigkeit gewachsen zu sein, wird nicht erst schwer da, wo es in die Fach-Sprachen geht, besonders in die charakteristisch-englischen Fachsprachen, für deren Begriffe es deutsche Entsprechungen oft gar nicht gibt: die der Rechtsprechung etwa, der Heraldik oder des Rennsports. Darüberhinaus gehören die Klein-Elemente der ULYSSES-Sprache allen nur denkbaren Seltenheitsstufen an, bis hinauf zu den Hapax-Legomena, den Worten, von denen nur ein einziges Vorkommen in der Literatur nachgewiesen ist. Die Luft im ‚Oxen'-Kapitel, die *cessile* ist, wäre ein Beispiel: *nachgieblich* müßte man deutsch etwa sagen, und ‚nachgieblich'-*cessile* war die Luft nur einmal in der englischen Literatur: in einem Gedicht von A. Hume aus dem Jahre 1599.

(Schluß folgt)

„A mingled chime"

nennt Anthony Burgess seine Kritik an der kürzlich erschienenen Buchausgabe von Christopher Frys Versübertragung des Cyrano de Bergerac *von Edmond Rostand; wir bringen sie mit freundlicher Genehmigung der* Times Literary Supplement:

Edmond Rostands Charakterkomödie über den Mann mit der großen Nase gehört zwar nicht zu den bedeutendsten Theaterstücken, doch ist sie sehr unterhaltsam, ja oft sogar rührend. Die Bombenrolle des Cyrano gehört zu dem knappen Dutzend im internationalen Repertoire, von der jeder Schauspieler, der sich noch gelenkig genug dafür glaubt, träumt. Im anglo-amerikanischen Sprachbereich fehlte es aber lange an einer guten Übersetzung. In den Vereinigten Staaten spielt man, von Oberschul-Aufführungen bis zum Broadway, die in den zwanziger Jahren von Brian Hooker verfaßte Blankversübersetzung. Der reimlose Jambus aber beeinträchtigt den Witz, der im Original so sehr auf den originell aufblitzenden Reimen beruht; auch Rhythmus und Diktion sind gleichermaßen kraftlos. So hat es in zunehmendem Maße Spötteleien über den „Unhappy Hooker" gegeben [eine Anspielung auf „The Happy Hooker", ein Buch, das vor einigen Jahren in den USA Furore machte und die – angebliche – Autobiographie einer fröhlichen Nutte war; *Anm. des Übers.*]

Selbst José Ferrer, der bekannteste amerikanische Darsteller der Cyrano-Rolle – er benutzte diese Fassung für sein Drehbuch – scheint dann doch nicht mehr damit zufrieden gewesen zu sein. Jedenfalls wählte er für die Inszenierung des „Cyrano" in Chichester, bei der er auch Regie führte, die gereimte Übersetzung von Christopher Fry, mit der er sehr erfolgreich gewesen sein soll. Daher bezweifle ich, daß er noch einmal auf Hooker zurückgreifen wird.

Liest man die Übersetzung von Frys „Cyrano", so bemerkt man einige prosodische Unzulänglichkeiten, die aber wahrscheinlich beim gesprochenen Text auf der Bühne viel weniger auffallen. Auf dem Klappentext der Buchausgabe ist die Rede von „chiming", d. h. anklingenden Versen als Gegensatz zu gereimten Verspaaren; der Waschzettelverfasser hätte aber ebenso gut auch die völlige Willkür bezüglich der Verslängen anmerken können. Wilfried Owen und Yeats wählten für ihre Verse den „slant-rhyme", eine Art von „schrägem", „verstecktem" Reim für ihre poetischen Zwecke. Fry dagegen will lieber harmonisch „klingeln", wenn er keinen Reim finden kann. Nach meiner Ansicht führt die Wahl des Alexandriners zu einer ebenso strengen Reimverpflichtung, wie sie sich beispielsweise Nabokov in seinem „Fahlen Feuer" auferlegte.

So schließt Fry das Stück:

Cyrano: Nevertheless, tonight
When I make my sweeping bow at heaven's gate,
One thing I shall still possess, at any rate,
Unscathed, something outlasting mortal flesh,
And that is . . .
Roxane: That . . . that is?
Cyrano: My panache.

Ich halte *flesh/panache* hier wirklich nicht für ausreichend (ganz abgesehen von der ungeschickten Wortwahl im Augenblick höchster Dramatik, die einen stärkeren Ausdruck als „at any rate" erfordert). Fry hätte sich hier vom Originaltext etwas weiter entfernen sollen, um eine bessere prosodische Wirkung zu erzielen – etwa in dieser Art:

. . . a diamond in the ash
Of the ultimate combustion – my panache.

Man findet eine Menge unzulänglicher Stellen immer dort, wo es galt, die heroischen Elemente der Komödie herauszuholen. In der Balkonszene, wo der im Schatten stehende Cyrano Roxane sein Herz ausschüttet, steht bei Rostand:

Ton nom est dans mon coeur comme dans un grelot,
Et comme tout le temps, Roxane, je frissonne,
Tout le temps, le grelot s'agite, et le nom sonne!

Fry übersetzt:

Your name rings like a sheepbell in my heart,
I tremble and it sounds – Roxane!

Nun ist *grelot* zweifellos eine kleine Schelle und könnte in einem entsprechenden Zusammenhang auch wohl ein Schafsglöckchen sein, aber doch ganz bestimmt nicht hier. Ähnlich hat Fry im ersten Akt am Schluß des Nasenmonologs dessen Aussagekraft offensichtlich mißverstanden, wenn es heißt:

Enfin, parodiant Pyrame en un sanglot:
„Le voilà donc ce nez qui des traits de son maître
A détruit l'harmonie! Il en rougit, le traître!"

Für ein französisches Publikum ist die Legende von Pyramus und Thisbe absolut tragisch, und die Persiflage einer wahrhaft tragischen Äußerung bildet den Höhepunkt des langen Nasenmonologs. Die englische Übersetzung gibt uns keine Entsprechung:

Or Pyramus with Thisbe by the wall:
„I kiss your nose-hole, not your lips at all!"

Hooker war klug genug, auf Marlowe auszuweichen:

„Was this the nose that launched a thousand ships?"

Aber auch Shakespeare hätte gut aushelfen können:

And finally, with tragic cries and sighs,
The language eloquent and deeply felt:
„O that this too too solid nose would melt."

Im Ganzen jedoch ist Frys Fassung wohl sehr brauchbar. Vielleicht hätte er stärker an seine eigene poetische Verpflichtung denken sollen, wenn er sich der Herausforderung des heroischen Reimpaars stellt. Richard Wilbur ist zum Bei-

spiel bei seinen Molière-Übersetzungen formal genauso streng wie sein Autor, und das macht sich als geistreich-pointierter, dramatischer Effekt bezahlt. Um zu zeigen, wie Frys „Cyrano" durch eine eigentlich nicht motivierte Nachlässigkeit leidet, möchte ich ein letztes Beispiel aus dem zweiten Akt anführen. Diese Stelle ist nach meiner Meinung einer der rhetorischen Höhepunkte des Schauspiels. De Guiche spricht von den Windmühlen, gegen die Cyrano ankämpft und prophezeit ihm:

Qu'un moulinet de leurs grands bras chargés de toiles
Vous lance dans la boue! . . .

Und Cyrano entgegenet: *„Ou bien dans les étoiles!"* Frys de Guiche sagt:

That those mill-sails will thrash their mighty spars
And throw you in the mud!

Cyrano: Or up among the stars!

Die Rhythmen sind von einer eigenartigen Unsicherheit. Nein, es sollen keine Alexandriner sein. Aber warum hat er nicht geschrieben: „And throw you down to the mud" – „Or up to the stars"? Doch angesichts des verbürgten Erfolgs der Übersetzung auf der Bühne dürften solche Einwände eher unnötige Wortklauberei sein. In der Fassung von Christopher Fry ist ein großer Teil von Edmond Rostand erhalten, und das sollte als Lob zu verstehen sein.

Übs.: Franziska Weidner

Ein paar Worte über Kay Beck

In der Nähe des Flughafens von Montreal ist ein Gebrauchtwagenpark. Das Hinweisschild, „chars usagés", vermittelt dem sich nun in der zweitgrößten französisch-sprechenden Metropole der Welt befindenden Besucher einen Vorgeschmack dessen, was es bedeutet, daß man dort „seine Raute mit einem Zeichen trägt". Dieses Zeichen – oder dieser Unterschied – wird mit gutgelaunter, manchmal sogar ein wenig unbarmherziger Genugtuung von Mark M. Orkin bloßgestellt, und zwar in seinem Buch *French Canajan, Hé?* (128 S., Lester & Orpen, $Can, 8.95). Mr Orkins Methode besteht aus einem ausgewählten und kommentierten Glossar. Dazu bedient er sich der Pseudophonetik, die erstmals für „Strine" (Australian) von Emma Chizzit („How much is it?") und Afferbeck Lauder (by alphabetical order) und in einem ein wenig ärgerlichen Pamphlet mit dem Titel *Mot's d'heure, gousses, rames (Mother Goose Rhymes)* verwendet wurde. Dort begegnen wir Jack Kar Chay (dem Gründer), Kay Beck (dem Land) und all den zusammengezurrten Alltagsphrasen (*adidou, bébail, anénoé:* how do you do, bye-bye, anyway; *die Red.*), sowie einer Nationalhymne mit der ersten Zeile *Eau Canada, ouisse tende oncques arde fort scie* (O Canada, We stand on Guard for Thee).

Mr Orkin ist unparteiisch, denn er hat bereits ein ähnliches Buch über das englisch-kanadische Idiom verfaßt. Er meint, anglophon und frankophon seien irreführende Bezeichnungen (vielleicht, so argumentiert er recht überzeugend, weil sie analog zu Anglophobie und Frankophobie gebildet wurden): Keine dieser beiden Sprachen würde in Kanada gesprochen. Er behauptet auch, die letzte Erhebung hätte ergeben, daß 5,5 Millionen kein Englisch sprächen und 14,5 Millionen kein Französisch. Daraus schließt er messerscharf, daß 20 Millionen Kanadier weder Französisch noch Englisch sprächen . . . nun, die meisten seiner Späßchen sind besser als dieses.

Die Entwicklung von Joual (Quebec-Französisch) ist nicht etwa, wie seriöse Lexikographen bewiesen haben, nur eine Talfahrt in ein transatlantisches Franglais gewesen. Trotzdem drängen sich dem Sprecher des Nichtfranzösisch Vokabeln auf wie *badloquer* (to have bad luck), *sur le bomme* (on the bum), *bosté* (busted), feker (to fake), fonne (fun) sowie die interessante Bastardisierung *bougrer l'camp* (fiche-moi le camp! – zu deutsch ‚verdufte!').

Das „char" (Auto), auch *bazou* genannt, hat eine Anzahl von Mißgeburten gezeitigt, z. B. *bompeur* (bumper), *bréke* (brake), *mofleir* (muffler), *plogues* (plugs). *Un ch'min roffe* (a rough road) kann durchaus *un flat* (a flat tyre) verursachen.

Nichts in diesem in der allerbesten Absicht verfaßten Werk deutet darauf hin, daß es in der Provinz Quebec auch noch so etwas gibt wie ernstzunehmende Literatur. Der Spaß mag gutmütig und wohlwollend sein, aber die Bewohner Quebecs fühlen mit Recht kein Wohlwollen demgegenüber, wie ihre Sprache bisher behandelt worden ist. Sie verlangen mehr als nur einen „ausgewogenen Spaß". Wenn die Sprache der Englisch-Kanadier auch nur eine einzige Vokabel französischen Ursprungs enthielte, würde diese freundnachbarliche Frotzelei nicht so unangebracht erscheinen. Aber, um Mr Orkin noch einmal zu zitieren: Der Ausdruck „Einsprachigkeit" ist für Anglos schwer verständlich, denn *ihr* Kay Beck ist ja schon seit Generationen einsprachig, das heißt englisch gewesen. (Aus der Times Lit. Supplement vom 14. Mai 1976)

Drei Wochen später erschien in derselben Zeitschrift ein Leserbrief der in Montreal geborenen kanadischen Autorin Mavis Gallant. Im Gegenteil, schreibt sie, sie kenne mindestens zwei Ausdrücke frankokanadischen Ursprungs, die ins Englisch-Kanadische eingegangen seien: ein aus Wolle gestrickter Hut, den sie als Kind *tewk* nannte (vom Franko-Kanadischen *tuque – tseuk* ausgesprochen –, also das franfranzösische Wort *toque*) und *gallery* für das, was man heutzutage wahrscheinlich unter *verandah* verstehe und das aus dem französischen *galerie* komme. Beide Ausdrücke, meint Mavis Gallant, seien *„echt* Englisch-Quebec".

(Übs.: E. B.)

Das diesjährige zwanglose Treffen anläßlich der Frankfurter Buchmesse findet wie in den Vorjahren wieder auf dem Messegelände statt: am Samstag, dem 18. September 1976, ab 14 Uhr im „Schnellimbiß" gegenüber Halle 5.

Zlatko Gorjan †

Erst jetzt erreicht uns die Nachricht, daß unser jugoslawischer Kollege Zlatko Gorjan – er war FIT-Präsident (1963 bis 1966) und Ehrenmitglied des VdÜ – am 21. Juni, drei Wochen vor seinem 75. Geburtstag, in Zagreb an einem Herzinfarkt gestorben ist. Zu seinem Geburtstag hatten wir ihm noch gratuliert, aber die guten Wünsche erreichten ihn nicht mehr. Der imponierende Umfang seines Werkes – immerhin 160 Übersetzungen, darunter solche Brocken wie der „Ulysses" oder der „Mann ohne Eigenschaften" – und seine eigene Lyrik blieben für die meisten von uns, die kein Kroatisch können, nur aus der Ferne zu bestaunen. Aber hier im ÜBERSETZER konnten wir wenigstens einige seiner Selbst-Übersetzungen ins Deutsche kennenlernen; und viele von uns erinnern sich von internationalen Kongressen noch gut daran, wie fröhlich es in seiner Gesellschaft zuging. Doch erst, wenn man alte Protokolle liest, beginnt man recht zu würdigen, in welchem Maße sich Zlatko Gorjan schon vor vielen Jahren, als man uns Deutschen mit guten Gründen noch sehr mißtrauisch begegnete, immer wieder für uns eingesetzt und verwendet hat – was wir heutzutage, da der „häßliche Deutsche" aufs neue sein Haupt erhebt, eigentlich schon wieder brauchen. Wir haben einen Freund zu betrauern.

Klaus Birkenhauer

Aus „doping" soll „dopage" werden

Das mit ebensoviel eiferndem, nationalem Sprachpurismus wie mit Verbraucherschutzargumenten vorangetriebene „Gesetz zur Reinhaltung der französischen Sprache" ist eine einzige Kampfansage an das Vordringen amerikanisch-englischer Ausdrücke und das Wuchern des „Franglais".

Das „Hohe Komitee der französischen Sprache", 1966 von dem damaligen Ministerpräsidenten Pompidou ins Leben gerufen, untersteht inzwischen dem heutigen Ministerpräsidenten Jacques Chirac. Das Komitee hat bereits eine Reihe von Vorschlägen unterbreitet: aus „doping" soll „dopage"

werden, aus „know-how" wird „savoir-faire", ein „hovercraft" wird zum „aeroglisseur", das „duty-free shop" zur „boutique franche", das „weekend" zum „fin de la semaine".

Als in der französischen Presse, die hier Sprach-Chauvinismus vermutete, der erste Spott laut wurde, verlegten die Sprachreiniger das Schwergewicht ihrer Argumente dann auch prompt auf den Verbraucherschutz: Es gebe zum Beispiel Waschmaschinen mit ausschließlich englischen oder italienischen Bedienungsanweisungen, Autos, deren Elektroeinrichtungen nur auf japanisch erläutert seien und so weiter.

Sowohl Gaullisten wie Kommunisten eint der Protest gegen den amerikanischen Einfluß. So wurde im Parlament darauf hingewiesen, daß die Vereinheitlichung der NATO-Begriffe nur ein Ziel habe: „Denkt nicht erst selbst, sondern übernehmt einen (amerikanischen) Ausdruck – und bald denkt ihr genauso." Und der Abgeordnete Etiemble stellte fest: „Das Eindringen des ‚Franglais' wird begleitet von dem des Kapitals und dem Versuch, auch den amerikanischen Lebensstil einzuführen."

Beim Lesen notiert

Ich möchte auf zwei mehr oder weniger nutzlose, aber höchst unterhaltsame Bücher (Paperbacks) hinweisen, die für Übersetzer aus dem Amerikanischen nicht ohne Reiz sind. Das ist einmal *The Trivia Encyclopedia* von Fred L. Worth (Tempo Books, New York. 375 Seiten, US $ 1.95), „for the discriminating collector of worthless information". Das Buch enthält einige Tausend Begriffe und Namen vor allem aus Comic Strips und vergessenen Hollywood-Filmen, aber auch aus Fernseh-Werbespots, alten Rundfunkprogrammen, Geschichte, Sport, Kinderbüchern usw. So erfährt man, daß „Nipper" der Name jenes berühmten Hundes („His Master's Voice") im RCA-Warenzeichen ist. Und Mary Kelly? Sie war das letzte Opfer Jack-the-Ripper's. Aber Mr. MXYZPTLK kennen Sie bestimmt nicht. Er ist nämlich kein Geringerer als Supermans Widersacher aus der fünften Dimension.

Das zweite Büchlein nennt sich *The ‚Official' CB Slanguage Language Dictionary*, von Lanie Dills (im Eigenverlag der Autorin, zu beziehen durch: Robert M. Silver, Louis J. Martin & Associates, Inc. 95 Madison Avenue, New York, N. Y. 10016. 127 Seiten, US $ 2.95). Es handelt sich hier um die verschlüsselte Sprache jener Leute, die die schweren Laster über Amerikas Fernstraßen jagen und sich dabei per CB-Radio (Citizens' Band) unterhalten, vor Radarfallen warnen usw. Ein ganzer Satz in diesem Code liest sich beispielsweise so: „Smile and comb your hair – that pregnant roller skate is a brown paper bag giving out green stamps." In der „Übersetzung": „Radar ahead. That Volkswagen is an unmarked police car giving out speeding tickets." Die aus Nashville (Tennessee) stammende Verfasserin ist übrigens selbst Fernfahrerin. Ihr Code-Name: Sugar Britches of Guitar Town.

*

Wer bei „Zweitausendeins" in Frankfurt die zweisprachige Ausgabe sämtlicher Lieder und Gedichte des Amerikaners Bob Dylan bestellt, bekommt eine kleine Überraschung mitgeliefert. Dem Band liegt nämlich ein Kommentar des Übersetzers Carl Weissner bei, in dem unter anderem diese bemerkenswerten Sätze stehen: „Die deutsche Version, die ich hier anbiete, betrachte ich (...) nicht als endgültige oder einzig mögliche. Sie kann, wie jede Übersetzung, verbessert werden. Das ist eine Binsenwahrheit, mit der allerdings so gut wie nie Ernst gemacht wird. In diesem Fall ist das anders: Zweitausendeins ist ebenso wie ich daran interessiert, daß sich kritische und kompetente Leser mit Änderungs- und Verbesserungsvorschlägen melden. Daraus könnte bei einer der folgenden Druckauflagen dieses Buches so etwas wie eine kollektiv erarbeitete verbesserte Ausgabe werden."

Hans Hermann

Was man in Brasilien unter deutscher „Gemütlichkeit" versteht ...

(Aus dem „Jornal do Brasil", der Tageszeitung von Rio de Janeiro, über den Filmschauspieler Helmut Berger, der auf Einladung seiner brasilianischen Kollegin Florinda Bulcão im April Rio heimsuchte und in Fortaleza einen Skandal entfachte)

„... Da zogen sie hin nach Uruburetama: Florinda mit ihrer Busenfreundin – und Helmut Berger. Den Kopf benebelt von allen möglichen Tabletten oder gar noch Schlimmerem, ganz zu schweigen vom vielen Sekt und Whisky. Kaum an Bord des Flugzeugs, küßt er schon den Steward auf den Mund. Hemmungslose Euphorie. In Fortaleza steigen sie aus, und jetzt – inmitten des Komitees, das zum Empfang der göttlichen Florinda erschienen ist – geht der Skandal erst richtig los. Der Deutsche, ganz echter, guter Deutscher, hat schon jenen Zustand dionysischer Trunkenheit erreicht, den man dort „Gemütlichkeit" nennt und der – wie unsere „saudade" – in keiner anderen Sprache gleichwertig übersetzbar ist. Vielleicht annähernd so: *doidão, piradão, prá lá de Bagdá* ... Küßt also alle Männer, die ihm vor die Nase kommen, rennt hinter allen jungen Burschen her, benimmt sich überhaupt wie ein Verrückter ..."

Mit den drei Ausdrücken „doidão, piradão, prá lá de Bagdá" werden im heutigen brasilianischen Sprachgebrauch Empfindungen bzw. Stimmungen nach dem Genuß von Suchtmitteln charakterisiert. Hier ungefähr zu übesetzen mit: „selig, berauscht, in andere Regionen entschwebend".

Helgard Seitz Oestreich, Rio de Janeiro

Preise

Dem Präsidenten des BDÜ und Freund des VDÜ, Hans Schwarz, wurde in Anerkennung seiner Verdienste um den Berufsstand der Dolmetscher und Übersetzer die höchste Auszeichnung des Institute of Linguists, die goldene DIAMOND JUBILEE MEDAL, verliehen. Ferner verlieh der Ministerpräsident des Landes Hessen Herrn Schwarz den EHRENBRIEF und die EHRENNADEL des Landes Hessen für seine besonderen Verdienste um das hessische Dolmetscher- und Übersetzerwesen sowie um das Allgemeinwohl des Landes.

*

Der Scott Moncrieff-Preis (für Übersetzungen aus dem Französischen ins Englische) wurde dieses Jahr zwischen Brian Pierce für seine Übersetzung *Leninism Under Lenin* von Marcel Liebman und Douglas Parmée für seine Übersetzung *The Second World War* von Henri Michel verliehen. Sie erhalten je £ 250.

*

Zitat

Zitat aus einer Anzeige des dtv: Neuester Schritt in diese Richtung („Goldenes Taschenbuch" – Gold für eine Million verkaufte Exemplare) ... Die ersten beiden Titel sind soeben gekürt: „Drehn Sie sich um, Frau Lot" von Ephraim Kishon und das „Bürgerliche Gesetzbuch" ... Damit Ehre zukommt, wem Ehre gebührt, gibt es Übersetzer-Gold noch extra: Für die kongeniale Fassung der Kishon-Texte soll sich Friedrich Torberg mit dem „Silbernen Hahn" als Übersetzerpreis schmücken dürfen.

DER ÜBERSETZER erscheint monatlich. Einzelpreis DM 1,– zuzüglich Versandkosten. Herausgeber: Verband deutschsprachiger Übersetzer literarischer und wissenschaftlicher Werke e. V. (VDÜ) und die Sparte Übersetzer in der Berufsgruppe VS in der IG Druck und Papier, Verlag Druck und Papier. Verantwortlich: Klaus Birkenhauer, Fürststraße 17, D 7400 Tübingen. Redaktion: Eva Bornemann, A-4612 Scharten. Vitta 7, Oberösterreich, Tel. (00 43) 72 75 1 35 oder (0 72 75) 1 35. Postscheckkonto für die Zeitschrift DER ÜBERSETZER: Stuttgart Nr. 932 68. Konten des VDÜ: Postscheckkonto Hamburg Nr. 6447, Dresdner Bank, Stuttgart, Nr. 2 319 834. – Für unverlangte Manuskripte keine Haftung. Nachdruck mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe gestattet. – Druck: W. E. Weinmann Druckerei GmbH, 7026 Bonlanden.